

Dr. Uta Pohl-Patalong

Hermeneutik für das Bibliodrama

Kommentar zum Ansatz einer ‚Lesetheologie‘ aus Bibliodrama- und Gender-Perspektive*

Mir wurde die Aufgabe gestellt, den Ansatz einer Lesetheologie auf die Hermeneutik des Bibliodrama und dabei besonders auf die Gender-Perspektive zu beziehen. Ich werde anhand von drei Punkten die drei Perspektiven Lesetheologie, Bibliodrama und Gender aufeinander beziehen und daraus einige Ideen für das Bibliodrama entwickeln.

Vorweg noch ein Wort zur Gender-Perspektive: Gender bedeutet auf deutsch das soziale im Unterschied zum biologischen Geschlecht. Der Begriff markiert in der neueren feministischen Diskussion das Anliegen, die Bedeutung der Kategorie Geschlecht in allen Bereichen unseres Lebens zu reflektieren statt, was früher häufig mit ‚feministisch‘ assoziiert wurde, eine besondere weibliche Sicht von Frauen und damit eine Art ‚Sonder-ecke‘ aufzumachen. Das Wort ‚feministisch‘ verstehe ich damit in einem weiten Sinn als Anerkennung und Reflexion dessen, was die Kategorie Geschlecht bedeutet und wie sie sich auf das Leben von Menschen auswirkt – unter der Fragestellung von Gerechtigkeit und Ermöglichung von Lebenschancen. In der Perspektive ‚cui bono?‘ – wem nützt eine bestimmte Sichtweise oder Entscheidung – ist immer eine ethische Perspektive benannt, die über das Geschlecht hinausgehend auch auf andere Kategorien übertragbar ist.

1. Der Text wird zur Wirklichkeit

Die Lesetheologie betont besonders den Prozess des Lesens, ohne den der Text Möglichkeit und Eventualität bleibt. Zur Wirklichkeit für uns heute wird der Text erst, wenn wir ihn lesen – erst im aktiven Prozess ereignen sich Lesen und Verstehen.

Diese Betonung des Prozesses ist zunächst dem Ansatz des Bibliodrama und seiner Hochschätzung des Prozesses nahe: Nicht durch das Vorhandensein, sondern durch die Begegnung mit dem Text ereignet sich etwas – nicht nur Lesen und Verstehen, sondern ‚ganzheitliche‘ Erfahrung mit allen Sinnen, Erleben und manchmal Verwandlung, dabei aber immer auch ein vertieftes Verste-

hen und oft genug überraschende Erkenntnis. Wer bibliodramatisch arbeitet, weiß aber auch, dass Texte bei früheren Begegnungen Spuren hinterlassen haben, die die jetzige Begegnung prägen können, dass sich also bei der aktuellen Begegnung im bibliodramatischen Prozess die Wirkung früherer Begegnungen widerspiegelt.

Auch feministische Hermeneutik betont zum einen den lebendigen Prozess der Auseinandersetzung mit Texten, der immer wieder Neues entstehen lässt und immer wieder neue Erkenntnis bringt. Wir sind nicht auf Interpretationen festgelegt, die zur Unterdrückung von Frauen beitragen, sondern können aus heutiger Perspektive Anderes und Befreiendes entdecken.

Auf der anderen Seite sensibilisiert die Gender-Perspektive in besonderer Weise für die Wirkungsgeschichte von Texten, da sie oft nicht geschlechtsneutral, sondern ungerecht, Frauen diskriminierend war. Dies meint nicht nur die Wirkung durch die Geschichte hindurch, sondern eine Wirkung bis hier und heute – mit der wir in eine aktive Auseinandersetzung mit dem Text eintreten. Insofern erschafft nicht erst das Auge alle Welt! Dies kann auf höchst indirektem Wege geschehen, selbst wenn ich einen Text selbst gar nicht kenne, kann sich seine Wirkung gesellschaftlich längst in meiner Sozialisation vermittelt haben. Damit haben biblische Texte bereits eine Art von ‚Wirklichkeit‘ im Sinne von ‚Wirkmächtigkeit‘ geschaffen, bevor wir in den Prozess des Lesens oder Spielens eintreten. Wir treten also nicht auf neutralem Boden in den Raum des Textes ein, sondern auf einem immer schon von der Wirkungsgeschichte geprägten.

Sowohl eine Hermeneutik des Bibliodramas als auch jede bibliodramatische Praxis muss gewahr sein, dass biblische Texte eine Wirkmächtigkeit haben, schon bevor sie im Prozess ihre aktuelle Wirklichkeit entfalten, und dass die Begegnung mit einem Text immer schon auf geprägtem Boden stattfindet. Dies kann durchaus produktiv sein, wenn mit diesem Sachverhalt aufmerksam und

sensibel umgegangen wird – in der Vorbereitung, in der Berücksichtigung der jeweiligen Gruppe, in der Auswahl der Methoden und dann im Prozess. Dann kann die Begegnung mit dem Text vielleicht gerade eine neue Wirklichkeit schaffen.

2. Text und Rezipientin wirken beide am Verstehensprozess mit

Die Lesetheologie betont, dass beim Prozess des Verstehens immer beide, Text und Mensch mit dem jeweiligen Erlebens- und Erfahrungshintergrund, mitwirken. Es gibt also keine Einbahnstraße, wie sich dies manche Variationen der Dialektischen Theologie vorstellten, die sich in dem Bild zeigen, man müsse das Wort nur in den Menschen hineinwerfen (Hans Asmussen). Damit wird Verstehen notwendig plural: Der gleiche Wortlaut entfaltet eine unterschiedliche Wirkung, weil er auf unterschiedliche Prägungen und Erfahrungen stößt.

Für das Bibliodrama ist diese Erkenntnis konstitutiv. Auf der empirischen Ebene kennen wir dies als bereichernde (und manchmal auch irritierende, wenn Menschen denn gar so unterschiedlich sind!) Erfahrung, dass der gleiche Text völlig unterschiedlich gehört wird – schon wenn bei einer ersten Annäherung sich jede Teilnehmerin einen Satz suchen und diesen mit einer Geste darstellen soll. Bibliodrama lebt von der Begegnung zwischen Text und Leben mit seinen Erfahrungen und Prägungen. Die individuellen Erfahrungen spielen immer mit in den Gruppenprozess hinein und wirken auf das Textverstehen und -erleben ein.

Mit diesem Grundansatz ist die Gender-Perspektive wiederum völlig einig: auf dem Hintergrund unterschiedlicher Prägungen und Erfahrungen wird der gleiche Text unterschiedlich verstanden und bewirkt Unterschiedliches. Feministische Theologie hat wesentlich daran mitgewirkt, den Erfahrungsbegriff in der Theologie ernst zu nehmen und an der Einsicht mitgewirkt, dass Theologie nie unabhängig von Erfahrung sein kann. Sie weist aber zusätzlich darauf hin, dass die Unterschiedlichkeit von Erfahrungen nicht nur individuell zu begreifen ist, sondern dass Menschen immer von bestimmten Faktoren und Sozialisationen geprägt sind. In feministischer Perspektive wird hier natürlich zunächst das Geschlecht thematisiert. In welcher Form dies jedoch geschieht, ist je nach femini-

stischem Ansatz sehr unterschiedlich und innerfeministisch durchaus umstritten. Ich kann hier nicht die komplexe Diskussion um feministische Theorien entfalten, die viel mit Generationen und Erfahrungshintergründen zu tun hat, sondern möchte die Debatte auf den Unterschied zwischen differenzorientiertem und dekonstruktivem Feminismus fokussieren. Der (ältere) Differenzfeminismus sieht das Geschlecht als so zentral für den jeweiligen Menschen an, dass es das Sein, die Erfahrungen und die Weltansicht wesentlich bestimmt. Damit ist der eine große Unterschied auch zentral für das Verstehen und Erleben von Texten: Frauen lesen, verstehen und erleben Texte anders als Männer und Männer anders als Frauen. Dabei wird die Herkunft der unterschiedlichen Prägung, die das Erleben bestimmt, unterschiedlich lokalisiert: mal biologistisch in der Gebärfähigkeit, mal sozialisatorisch in der geschlechtstypischen Erziehung und den gesellschaftlichen Erwartungen. Dem differenzorientierten Feminismus geht es darum, die unterdrückte und marginalisierte Perspektive von Frauen deutlich zu machen und zu Gehör zu bringen.

Der dekonstruktive Feminismus glaubt nicht daran, dass der eine große Unterschied der alles Entscheidende ist, und er hält diese Sicht auch für feministisch kontraproduktiv. Statt nach ‚dem Weiblichen‘ und ‚dem Männlichen‘ zu fragen, fragt er danach, was damit eigentlich gemeint ist, wie es zustande kommt und wem diese Kategorien nützen. Er ist an einer De-Konstruktion der absoluten Kategorien interessiert. Ihm geht es daher nicht darum, dass die weibliche Wahrnehmung oder die weibliche Stimme beachtet wird – denn s.E. gibt es nicht ‚die‘ weibliche Stimme und Erfahrung, sondern nur unterschiedliche Erfahrungen ganz unterschiedlicher Frauen. Statt der einen großen Differenzierung werden also die vielen Unterschiede gerade unter Frauen betont, andere Faktoren wie Alter, Herkunft, Kulturkreis, Bildung etc. werden wichtiger. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Kategorie Geschlecht gleichgültig wird und sich alles in die Individualität auflöst, denn in der Tat werden Menschen nach wie vor nicht unwesentlich davon geprägt, dass sie als Frauen oder Männer wahrgenommen werden und sich selbst auch so zu erkennen geben – sie ‚tun‘ ihr Geschlecht per-

manent, wie der Ausdruck ‚doing gender‘ besagt. Die vorhandenen und sich immer wieder (auch im Bibliodrama!) empirisch zeigenden Unterschiede werden daher kritisch auf ihre Klischees und auf ihre Klischeebildung hinterfragt werden. Es wird also nicht nur bestätigend festgestellt: »Ich als Frau erlebe den Text natürlich so und so«, sondern weiter zurückgefragt: »Was zeigt sich in meinem Erleben an geschlechtstypischen Prägungen, wie gebe ich mich mit diesem Erleben immer neu als Frau zu erkennen und eröffnet oder vermindert das Lebenschancen für mich und andere?« Dies eröffnet dann auch die Freiheit, nach Gegentendenzen in meinem Erleben zu fragen, nach bisher wenig Gelebtem, was möglicherweise dem Klischee für mein Geschlecht nicht entspricht. Der Fokus liegt also nicht so sehr auf der bestätigenden Erkenntnis des für Frauen oder Männer typischen Erlebens, sondern auf dem Aufbrechen, dem De-Konstruieren von Geprägtem d.h. Typischem.

Für das Bibliodrama eröffnet dies eine wichtige Perspektive. Auf der einen Seite kann es nach wie vor – differenzorientiert – entlastend und befreiend sein, eigenes, vielleicht schwieriges und sperriges, Erleben in der Perspektive der Prägung durch das Geschlecht zu verstehen, es damit von einer rein persönlichen Problematik zu öffnen und Solidarität zu Angehörigen des gleichen Geschlechts zu entwickeln. Auf der anderen Seite sehe ich die Gefahr, dass letztlich immer einengende und Lebensmöglichkeiten verstellende Klischees durch Erleben im Bibliodrama noch bestätigt werden – und sich Frauen und Männer, die anders fühlen und erleben, ausgegrenzt oder ‚falsch‘ fühlen. Ich halte es daher für wichtig, im Bibliodrama nicht nur das vermeintlich Eigene zu entdecken, sondern eine innere Vielfalt von Erlebens- und Verstehensmöglichkeiten, die zunächst vielleicht gerade nicht nahe liegen. Bibliodrama bietet eine Chance, gegengeschlechtliche Rollen einzunehmen und zu erproben, ‚geschlechtsuntypisches‘ Verhalten zu üben – wie gehe ich z.B. als Frau in einer bestimmten Situation und Rolle, wie als Mann? – und die Unterschiede und Gemeinsamkeiten und ihre Herkunft zu reflektieren, dann wieder Neues zu erproben. Der bibliodramatische Ansatz hat eine sehr dekonstruktive Komponente, finde ich, indem er Selbstverständliches in Frage stellt und Erwartungen verstört,

dieser Aspekt wird aber nicht immer genutzt. Ist diese Perspektive erst einmal als Chance von Bibliodrama erkannt, gilt dies übrigens wiederum nicht nur für die Frage nach dem Geschlecht, sondern auch sonst. Hier wäre eine Chance, die in letzter Zeit öfter eingeforderte gesellschaftskritische Perspektive nicht als etwas Zusätzliches einzufügen, sondern als einen integralen und methodisch nutzbaren Aspekt von Bibliodrama zu entdecken.

3. Der Eigenwert und die Mitteilungsabsicht des Textes

Die Lesetheologie möchte dem Text möglichst viel von seiner Eigenständigkeit belassen. Sie betont, dass Texte »wehrlose Geschöpfe« sind und es eine Ethik theologischen Interpretierens erfordert, dem Text ein eigenes Recht zuzugestehen und die Mitteilungsabsicht des Textes zur Geltung zu bringen. Texte dürfen zwar auch gegen den Strich gelesen werden, dies muss aber als Benutzen deutlich sein und darf sich nicht anmaßen, den Text zu interpretieren. In dieser Perspektive gibt es demnach zwar unterschiedliche, aber mehr oder weniger angemessene Lektüremöglichkeiten des Textes.

Die Hochschätzung des Textes als eigener Größe, die in sich selbst ernstzunehmen ist, ist zunächst einmal bibliodramatische Grunderkenntnis und methodisches Grundpostulat. Die Leitung ist Anwältin des Textes und hat den Text vor willkürlicher Subjektivität zu schützen bzw. darauf zu achten, dass Subjektivität durch andere Subjektivitäten korrigiert wird. Wer bibliodramatisch arbeitet, weiß aber auch um die Durchsetzungskraft von Texten, die oft stärker ist als eine einseitige Interpretation – oft kommen nicht beachtete Aspekte in irgendeiner Form wieder. Das Zutrauen zu den Texten und ihrer Durchsetzungskraft scheint mir im Bibliodrama daher stärker ausgeprägt als in der Lesetheologie. Bibliodramatisches Arbeiten weiß aber auch, wie nicht zuletzt Natalie Warns immer wieder betont, dass in jedem Bibliodrama auch das Spielen eines Gegentextes möglich sein muss und oft gerade erhellend ist, wir also im Spiel nicht sklavisch der Mitteilungsabsicht des Textes zu folgen haben. Der Akzent liegt insgesamt stärker auf der Mehrperspektivität des Textes als in der Lesetheologie.

Von der Perspektive einer feministischen Hermeneutik aus stellt sich die Hoch- und Einschätzung des Textes komplexer und auch schwieriger dar. Die freundliche, wertschätzende Haltung dem Text gegenüber ist aus feministischer Perspektive zu einseitig und muss durch eine doppelte Bewegung ersetzt werden.

Auf der einen Seite ist der Text in der Tat stark zu machen gegen einseitige und entstellende Auslegungen, vor allem solche mit ungerechten und frauenfeindlichen Auswirkungen, die es in der Auslegungsgeschichte immer gegeben hat und bis heute gibt. Von Anfang an gab es in der feministischen Exegese und Hermeneutik viele Entdeckungen, wo im Ernstnehmen des Textes wichtige und die Subjektivität von Frauen stärkende Erkenntnisse gemacht wurden: bekannte Beispiele sind die Apostelin Junia in Röm 16, 7, die in den Übersetzungen zu Junias gemacht wurde, weil in das Weltbild der Übersetzer eine Apostelin nicht passte, oder an die unterschiedliche Interpretation von diakonein: bei der Schwiegermutter des Petrus (Mk 1, 31) wird das Wort als Koch- und Tischdienst interpretiert, in Mk 10, im Bemühen der Zebedaiden, als grundlegende christliche Haltung, wo der Text überhaupt keinen Unterschied macht. Hier dient die feministische Perspektive dazu, den Text vor den entstellenden Interpretationen einer patriarchal geprägten Gesellschaft zu schützen.

Auf der anderen Seite kann aber auch nicht geleugnet werden, dass biblische Texte selbst von ihrem patriarchalen Entstehungskontext geprägt sind und Inhalte implizieren und transportieren, die in der Perspektive von Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern nicht einfach unkritisch übernommen werden dürfen, indem man dem Text folgt – das Gleiche gilt übrigens auch für Antijudaismen. Die Texte üben durchaus auch Gewalt aus – wenn ich unter Gewalt die Verhinderung von Lebenschancen gegen den Willen der Betroffenen verstehe. Sie sind nicht nur neutrale Instrumente in der Hand von Menschen, die willkürlich zum Positiven oder Negativen gebraucht werden können, sondern entwickeln eine eigene Dynamik. Die ‚Hermeneutik des Verdachts‘ (Elisabeth Schüssler Fiorenza) erzieht dazu, auf solche patriarchalen Fallen im Text selbst zu achten und damit auch die Texte schon als interessengeleitete zu erkennen. Bei nähe-

rem Hinsehen löst sich dann aber ‚der Text‘ mit ‚der Mitteilungsabsicht‘ als Block häufig auf. Es können sich dann eine dominante Mitteilungsabsicht und davon abweichende, marginalisierte Spuren unterscheiden lassen. So setzt beispielsweise ein Schweigegebot für Frauen in der Gemeinde voraus, dass es eine andere Praxis gegeben hat – sonst wäre es kaum ausgesprochen worden. Oder eine feministisch-dekonstruktive Lektüre der Geschichte von der Enttauptung Johannes des Täufers (Mk 6, 16–28) zeigt, dass es neben der ‚dominanten‘ Linie des Textes, die die Schuld am Tod Johannes der Herodias zuweist, auch Spuren gibt, die auf Herodes oder die Tochter als mögliche Urheberinnen hinweisen und das Bild der Frau als alleinige Urheberin des Bösen dekonstruieren. Die Unausgewogenheiten im Text, die auch die Lesetheologie als Mitteilungsabsichten hervorhebt, erhalten hier noch einmal eine neue Bedeutung. Die Gender-Perspektive weist also darauf hin, dass weder von der einen Mitteilungsabsicht des Textes gesprochen werden kann noch einfach von vielen, gleichwertigen, sondern dass es dominante und marginale Spuren gibt, die es herauszuarbeiten gilt – zugunsten von Gerechtigkeit und zugunsten einer differenzierteren Erkenntnis des Textes. Es gilt also nicht nur, den Text gegen willkürliche Interpretationen zu schützen, sondern auch, marginale Spuren gegen die Einseitigkeit dominanter Interpretation. Diese Herangehensweise ist postmodern, denn dies ist das zentrale Anliegen einer postmodernen Sicht: Pluralität zu sichern zum Schutz Marginalisierter oder Schwacher gegen die Dominanz der Starken. Wiederum gilt dies nicht nur für die Frage nach der Bedeutung des Geschlechts in einem Text, sondern die feministische Perspektive sensibilisiert für die hermeneutische Frage nach dominanten und marginalen Spuren insgesamt. Damit wird auch der in der Lesetheologie recht absolut klingende Gegensatz von Interpretieren und Benutzen relativiert.

Hier könnte auch noch einmal eine Chance für das Bibliodrama liegen, indem durch die Auswahl der Methoden die Entdeckung von dominanten und nichtdominanten Aussagen gefördert wird. Bibliodrama hat und nutzt natürlich die Chance, wenig beachtete Texte in den Mittelpunkt zu stellen: die Mütter

neben den Vätern zu betonen, die Mütter des verlorenen Sohnes einzuführen etc. Texte können mit anderen Perspektiven versehen, verborgene Spuren im Spiel entdeckt und herausgearbeitet werden. Manchmal werden dabei ‚ganz von selbst‘ Nebenspuren lebendig. Die ‚Hermeneutik der kreativen Aktualisierung‘, die nach Schüssler Fiorenza einer der Folgeschritte der Hermeneutik des Verdachts ist, kommt im Bibliodrama voll zum Tragen. Dabei wird jedoch nicht immer bedacht, dass wir auch selbst geprägt sind, manchmal auch für unseren Zugang die patriarchal geprägte Deutung am nächsten liegt und andere Spuren übersehen lässt, denn die gesellschaftlichen Verhältnisse in biblischen Zeiten sind zwar andere als heute, aber weisen auch manche Gemeinsamkeiten mit unseren gesellschaftlichen Strukturen heute auf. Die Gender-Perspektive kann helfen, gezielt zu unterschiedlichen Perspektiven und Lesarten anzuregen und marginale Spuren kreativ zu entdecken. Auch dies würde die gesellschaftskritische Perspektive von Bibliodrama unterstützen und verstärken.

* Kurzvortrag auf dem Symposium zum 70. Geburtstag von Else Natalie Wärrns am 28. Oktober 2000 in Bielefeld